

KULTUR



«Wenn hinter dem Terrorismus eine Heilserwartung steckt, die sich ihre Mission bis hin zu den Seligkeiten des Märtyrertums ausmalt, wird es finster um die Aufklärung.»

Josef Haslinger (62) Schriftsteller und Präsident des deutschen PEN-Zentrums

Der erste Mundart-Bestseller

Mundart-Literatur Zum 150. Geburtstag von Rudolf von Tavel (1866-1934)

VON PEDRO LENZ

Im Jahr 1866 schrieb Fjodor Dostojewski den Roman «Schuld und Sühne». In den USA wurde der Bürgerkrieg offiziell als beendet erklärt. In Vevey gründete der Apotheker Henri Nestlé eine Firma für Milchpulver, die sich später zum Weltkonzern entwickeln sollte. In der Schweiz wurde den Juden die Gleichstellung bezüglich Niederlassung zugesprochen, nicht aber das Wahl- oder Stimmrecht. Überdies war 1866 das Jahr, in dem an der Spitalgasse in Bern der spätere Erfolgsschriftsteller Rudolf von Tavel zur Welt kam.

Von Tavel, der im konservativen, bildungsbürgerlichen Umfeld einer alten Berner Patrizierfamilie aufwuchs, besuchte die Schulen in seiner Heimatstadt und studierte anschliessend Rechtswissenschaft in Lausanne, Leipzig und Berlin. 1891 promovierte er in Heidelberg. Danach arbeitete der gläubige Protestant viele Jahre lang als Schriftleiter des «Bernener Tagblatts». Für die Konservativ-Demokratische Partei sass er zehn Jahre im Berner Stadtparlament.

Schon während seiner Berliner Studienzeit suchte Rudolf von Tavel nach einer eigenen literarischen Ausdrucksform. Seine Versuche als Theaterautor waren jedoch nicht von nennenswertem Erfolg gekrönt. Erst mit seinem Prosadebüt «Jä gäll, so geit's», schrieb sich von Tavel in die Herzen von Kritik und Publikum. «Jä gäll, so geit's» war der erste Roman der Literaturgeschichte in Berndeutscher Sprache. Das Werk bildete für von Tavel den Anfang einer sehr produktiven schriftstellerischen Tätigkeit. Er widmete sich zunächst nebenberuflich und ab 1920 vollzeitlich dem literarischen Schreiben. Als er 1934 starb, hinterliess er eine Reihe von historischen Novellen und Romanen, die vorwiegend mit der vornapoleonischen Zeit spielen. Trotz oder wegen seiner nicht selten idealisierten Sichtweise auf die Herrschaftsperiode des Alten Berns, war von Tavels Literatur bis weit in die 1960er-Jahre äusserst populär. Es gab kaum einen Stadt-

berner Haushalt, in dem die Bücher des Mundartautors gefehlt hätten.

Das Aufkommen einer modernen, experimentelleren Mundartliteratur von Autoren wie Ernst Eggmann, Kurt Marti oder Ernst Burren zu Beginn der 1970er-Jahre veränderte die Wahrnehmung von Rudolf von Tavel. Seine Zeit schien abgelaufen. Für die 68er-Generation war er zu konservativ. Den Liebhabern einfacher, bäuerlicher Erinnerungsliteratur in Mundart erschien von Tavels Sprache zu elaboriert. Diese Vorbehalte gegenüber seiner Literatur haben sich bis heute weitgehend gehalten. Das ist bedauerlich, gebührt ihm doch zumindest die Anerkennung, die Mundart zur Literatursprache gemacht zu haben.

In der Berner Tageszeitung «Der Bund» begründete von Tavel 1928 seine Sprachwahl. In seinem Essay mit dem Titel: «Warum schreibe ich Mundart?» erklärt er unter anderem: «Ich schreibe nicht Mundart, weil mir das Bärndütsch Spass macht, sondern weil die Mundart der wirksamste Ausdruck für das ist, was ich sagen möchte, und mir am besten hilft, aus meiner Erfindung ein echtes Kunstwerk zu machen.»

Dass sich der politisch konservative von Tavel in seinem freien Umgang mit der Sprache zuweilen progressiver gebärdete, als ihm vielleicht selber bewusst war, lässt sich im Einzelfall leicht nachweisen. In der vor wenigen Tagen erschienenen Erzählung «Noah und Napoleon» (Edition Atelier, 2016) lässt von Tavel zwei Spielzeugmännchen in einen amüsanten Dialog treten. Die Zinnfigur des Napoleon Bonaparte begegnet darin einer Papiermaché-Figur



Rudolf von Tavel HO

des biblischen Archebauers. Während die Figur des Noah beteuert, nur der Berndeutschen Sprache mächtig zu sein, weil er zwar in Nürnberg hergestellt worden sei, aber immer nur in Bern gelebt habe, spricht Napoleon erst Französisch und anschliessend in einem französisch eingefärbten Deutsch, mit den typischen Kasusfehlern des Fremdsprachigen. Herausgegeben wurde das kunstvoll illustrierte Buch zum hundertfünfzigsten Geburtstag Rudolf von Tavels am vergangenen 21. Dezember von der Stiftung Rudolf von Tavel.

Die kurze Geschichte «Noah und Napoleon» trägt den Untertitel «En Erinnerung us der Chinderstube», was freilich nicht heisst, dass es sich um eine reine Kindergeschichte handelt. Zweifellos ist das leserwerte Büchlein dazu geeignet, die Neugierde der heutigen Leserschaft auf den einstigen Bestsellerautor zu wecken.

Rudolf von Tavel: «Noah und Napoleon. En Erinnerung us der Chinderstube» mit Illustrationen von Sebastian Meschenmoser, Bern, Edition Atelier.

In der kürzlich erschienenen Erzählung lässt Rudolf von Tavel Noah und Napoleon einander als Spielzeugfiguren begegnen.

ILLUSTRATION: SEBASTIAN MESCHENMOSER

Einblicke ins Schaffen eines Voyeurs

Erzählband Javier Marías, Flaggschiff der spanischen Gegenwartsliteratur, entblösst sich in «Keine Liebe mehr», wie er sonst seine Figuren zu entblößen pflegt.

VON TINA UHLMANN

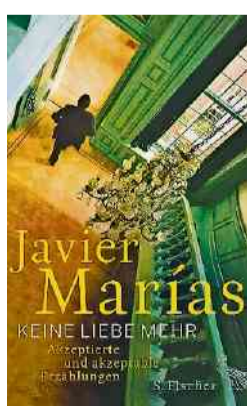
Immer gibt es in den Romanen dieses Autors einen heimlichen Beobachter. Jemanden, der sich im Schatten der Nacht verbirgt und Szenen verfolgt, die sich in erleuchteten Fenstern abspielen. Jemanden, der an einer angelehnten Tür lauscht und durch den Spalt späht. Jemanden, der fremde Briefe liest. Dieser Jemand wird unweigerlich Zeuge von Schübigkeit, Grausamkeit und Verlogenheit der menschlichen Spezies.

So auch in der Erzählung «Sonntag mit Fleisch» in Javier Marías' neuem

Sammelband «Keine Liebe mehr». Da tritt der Ich-Erzähler im Hotel auf seinen Balkon, lässt den Blick über den überfüllten Strand gleiten und kann ihn nirgendwo festmachen an dieser Fleischmasse, trotz Fernglas. Bald entdeckt er zwei Balkone weiter den behaarten Arm eines Mannes, der - ebenfalls mit Fernglas - etwas zu beobachten scheint. «Wohin schaute er wohl, fragte ich mich voll Neid, ich wollte meinen Blick gern fest auf etwas richten, nur dann ruht man wirklich aus und verknüpft Interesse mit dem, was man betrachtet.» Der Voyeur beobachtet also einen anderen Voyeur und wird schliesslich Zeuge eines Mordes aus der Ferne.

Aufschlussreiche Variationen

Auch die Lesenden werden zu Zeugen - Zeugen des Schreibprozesses von Javier Marías. Sie können zum Beispiel verfolgen, wie er das Motiv Strand variiert, ebenso wie das Motiv des doppelten



Javier Marías Keine Liebe mehr. Akzeptierte und akzeptable Erzählungen. S. Fischer, 509 Seiten.

Voyeurismus. Da filmt ein Mann seine Anbetete täglich ununterbrochen beim Sonnenbaden und gibt in einem nächtlichen Gespräch mit dem Ich-Erzähler preis, warum er dies tut. Die Frau schläft derweil im Hotelzimmer wie Luisa, Gattin des Ich-Erzählers. «Während die Frauen schlafen» heisst die Geschichte - ebenfalls ein bekanntes Motiv bei Marías. Oft, eigentlich fast immer, schlafen die Frauen, während ihre Männer auf der Pirsch sind und Dinge mitbekommen, von denen man lieber nichts wissen möchte.

So sind die Rollen Subjekt und Objekt klar verteilt. Niemals ist es eine Frau, die beobachtet und erkennt. Javier Marías, der preisgekrönte Literat und Philosoph, scheint beim Schreiben so sehr sich selbst zu sein, dass eine weibliche Perspektive schlicht nicht infrage kommt.

Präzis, aber auch plakativ

Nebst Gattin Luisa kehren auch Schriftstellerkollegen sowie Figuren mit auffal-

lenden Namen in diversen Geschichten wieder. Roy etwa, der Bedeutung nach «der Rothaarige», wird vom Erzähler als «lächerlich» bezeichnet (ja, schon immer waren die Rothaarigen der Lächerlichkeit preisgegeben!). Und Ines, die Anbetete des filmenden Ehemannes am Strand, ist etymologisch «die Heilige, Keusche». Die einseitige, schlüpfrige Nähe, die der beobachtende Ich-Erzähler zu seinen Objekten aufbaut, kontrastiert auffällig mit der Distanziertheit solcher plakativen Zuordnungen und einer überpräzisen Sprache.

So unterscheidet Javier Marías im Untertitel des Buches auch zwischen «akzeptierten» und «akzeptablen Erzählungen», also bereits veröffentlichten und bisher unveröffentlichten. Unter Letzteren finden sich einige ganz frühe, zum Teil recht surreale Texte, die zeigen: Der Voyeur war von Anfang an dabei. Sein Antrieb scheint identisch mit dem des Autors, schreibend die Welt zu begreifen.